

Merseburger Kreisblatt



Abonnementpreise: Vierteljährlich bei den Auszügen 1.20 M., in den Ausgabestellen 1 M., beim Einbezug 1.40 M., mit Beleggeld 1.92 M. Die einzelne Nummer wird mit 15 Pfg. berechnet. — Die Expedition ist an Wochentagen von früh 7 bis abends 6, an Sonntagen von 8 1/2 bis 9 Uhr geöffnet. — Später ist die Redaktion abends von 8 1/2 bis 9 Uhr — Telefonnr. 274.

Inserationsgebühren: Für die 6spaltige Korpuszeile ober dem Raum 20 Pfg., für Zeilen in Merseburg und Umgebung 10 Pfg. Für persönliche und größere Anzeigen entsprechende Ermäßigung. Komplizierter Satz wird entsprechend höher berechnet. Notizen und Reflektoren außerhalb des Inseratensatzes 40 Pfg. — Sämtliche Annoncen-Bureau nehmen Inserate entgegen. — Telefonnr. 274.

Tageblatt für Stadt und Land

(Amtliches Organ der Merseburger Kreisverwaltung und Publikationsorgan vieler anderer Behörden.)

Verantwortlich: Rudolf Heine.

Beilage: Illustriertes Sonntagsblatt.

Druck und Verlag von Rudolf Heine, Merseburg.

Der Nachdruck der amtlichen Bekanntmachungen und der Merseburger Lokalnachrichten ist ohne Vereinbarung nicht gestattet.

Nr. 276

Dienstag, den 25. November 1913.

153. Jahrgang

Von Sedan nach Liebenberg. — Die gelbe Gefahr. — Olga Desmond und der Tango. — Refruenmangel in 20 Jahren? — Entsöderung des platten Landes.

Merseburg, 24. November.
Wie die Feldengestalt Kaiser Wilhelms des Ersten im äußeren, so werden uns auch seine markantesten Ausprüche, markant trotz ihrer Einfachheit und Schlichtheit, unvergänglich bleiben, und die Worte: „Welche Wendung durch Gottes Fügung nach der Schlacht bei Sedan bedeutet eine Wendung in der Geschichte der Völker. Die weiteren Ereignisse sind bekannt, es wurde das Deutsche Reich gegründet, das deutsche Volk, vor 40 Jahren durch eigene Kraft zu hoher Kultur emporgehoben, hätte es vermocht, an der Spitze der europäischen Völker zu bleiben, wenn es seine einfachen Sitten, unter denen es groß geworden, beibehalten hätte. Sittlich dessen griff die Völgheit in den Sitten immer weiter um sich, in Berlin geschah damit der Anfang, und durch die Berliner Presse wurden die „freien Anschauungen“ in die „Provinz“ hinausgetragen. Man mußte, wie es im Lande zugeht, aber man taumelte weiter, es trübte sich das Leben, die freien Garnison, wir lernten die Prozesse gegen Frau Schönebeck, gegen den Grafen Metternich und gegen den Fürsten Eulenburg kennen, und was man bis dahin nicht für möglich gehalten hatte: Empressenaffären, die bekannt wurden, zeigten deutlich, daß der Fall Eulenburg in Deutschland keineswegs vereinzelt stand und daß sich in dem kaisertreuen Berlin, das viele so „interessant“ finden, der Abwachs der Menschheit an die Oberfläche wagt, um den Namen Eulenburg ins Gedächtnis zurückzurufen.

Dahin ist das deutsche Volk gekommen, 40 Jahre, nachdem es die Welt durch seine triegerischen Taten in Staunen gesetzt hatte.

Wenn wir die Dinge nicht beim rechten Namen nennen, sondern die Hände vor die Augen halten, um nicht sehen zu müssen, was rings um uns vorgeht, so könnten wir eines Tages ein furchtbares Erwachen erleben. Es sind noch nicht 8 Tage her, daß wir hier in Merseburg durch einen Kenner der Verhältnisse klarsichtiger darauf hingewiesen worden sind, daß die weiße Rasse sich auf einen Kampf mit der gelben Rasse werde einzurichten haben. Dieser Kampf wird auf Tod und Leben gehen. Allerdings ist auch schon vor etwa 10 Jahren durch die Unterschritt des Kaisers Wilhelm unter das Knackfische Bild auf die Gefahr hingewiesen worden: Völker Europas, wahret Eure heiligsten Güter! Das aufstrebende Ja-

pan, das seine Überbevölkerung im Inlande nicht mehr unterzubringen weis, richtet seine Blicke einwärts auf das Nächste, geht auf China, das morisch ist im Innern und faul, wenn es aber wahrnimmt, daß auch in Europa Völker anfangen zu morischen, so wird dieses nicht vermeidlich, anspruchslose Naturvolk seine Hände austrecken nach europäischem Besitz, zunächst dorthin, wo es glaubt, daß die Volkstrait sich zu erschöpfen verpflcht. Dann kann sich die europäische Kriegskunst mit der asiatischen messen, wie sie sich schon in Kriegen mit Rußland gemessen hat.

Schon im Altertum ist einmal der Ausspruch gefallen, ein Volk, das nachts Weiber auf der Bühne tanzen lasse, laufe Gefahr, unterzugehen. Vor etlichen Jahren entsann sich ein Reichstagsabgeordneter öffentlich im Reichstage erklärte, ein Reichstagsabgeordneter öffentlich im Reichstage erklärte, ein ordinäres Frauenzimmer habe sich in Deutschland unbekleidet auf die Bühne gewagt. Daß ein Streit darüber überhaupt möglich ist, dokumentiert am besten, wo wir bereits stehen. Das ist ein ordinäres Frauenzimmer.

Im allgemeinen Trübel des Tages und in der Sucht, immer neues zu erfahren, was den Sinnenfälligen reizt, ist man jetzt dabei angelangt, dem deutschen Volk neue Tänze zu bieten, über die ein Leitartikel der „Leipz. Neuezt.“ folgendes Urteil:

Ein Tanz, der irgendwoher aus Südamerika kommt, von Niggeren oder Spaniolern. In den niederen Rassen mit Verne erbetet, durchaus geeignet auf eine Lebensauffassung, die weder Europas übertriebene Höflichkeit noch jene Hemmungen kennt, die doch schließlich eine vorgeschrittene Kultur der öffentlichen Betätigung ernstlicher Bedürfnisse auferlegt. Aber die Neigung, Niggerentanz zu hören und selbst zu tanzen, oder auch nach der naturmäßigen Methode unserer schwarzen Menschenbrüder die Körper zu verrenken, scheint mit dem heutigen Geschlecht unaufsichtlich vermischen. Nun hat der Kaiser den Wunsch geäußert, seine Offiziere möchten in Uniform nicht Tango tanzen. Auch One-step und Two-step soll ihm nicht gehen, so wenig, daß, wie das Gerücht jagt, geraten werden sein soll, Familien zu meiden, in denen die Grazie sich in dem neuen, so sehr durchgeführten Gewande einstellt. Man kann sich der Initiative des Kaisers freuen. Denn die Uniform des Offiziers wird kaum in ihrem Wert gehoben, wenn sie Gierverrenkungen deckt, in denen sich die Lüsterheit und Sinnlichkeit von Niggern, Weitzeln und Quadranten augenfällig ausprägt. Mag auch die Tanzschule die Ecken abkamen, aller ü-

pige Zweige der Croix abschneiden, so bleibt doch die Grenze flüchtig und wird allzuleicht überschritten. Indem der Kaiser hier eingreift, weckt er wohl auch in anderen Kreisen, dort, wo man bisher gedankenlos sich der Lockung des Neuen hingab, das Bedenken und die Erkenntnis und erzielt so eine Wirkung hoffentlich allgemeiner Art. — Augenfeindlich entspringt die Haltung des Kaisers dem Wunsch, überhaupt ersiehend auf seine Offiziere zu wirken. Ihn mag das Bild des Berliner Gesellschaftslebens, wie es uns der Prozeß Metternich so lebhaft vor Augen geführt hat, besonders angezogen haben, dieses Bild, das uns die jungen Leutnants der Garde und die kommandierten Offiziere zeigte, wie sie in hellen Häuten sich in Salons zusammenfanden, die wirklich, keine Schule der vornehmen Betätigung und der guten Lebensart waren. In diesen Kreisen wählt man das Palais de danse zum Schauplatz von Freilichkeiten, die der Wohltätigkeit dienen sollen; das Bedürfnis, mit der offiziellen Demimonde sich wenigstens leise zu berühren, wird dort unwiderstehlich, wo die Tiergartenmoral Vater und Mutter, Söhne und Töchter in gleicher Weise beherrscht und festhält. Ist es ein Zufall, daß heute der „Kurfirstendamm“ und die anderen Straßen, in denen jenes Berlin, das sich ungern langweilt, seine Wohnstätten aufschlägt, dicht besetzt sind mit Nachcafés, Bars, Tingeltangeln und Chambrés separées? Es gibt keine Stadt der Welt, die so sehr das Antlitz der Leichtfertigkeit angenommen hat, die von so viel Wern der Lasterhaftigkeit durchzogen ist wie die Westen Berlins. Und wenn man in diesem Jahre der Jubiläum auch stolz auf Denkwürdigkeit und Leipzig stolz durtte, so weckt dieses Bild doch die ungleich weniger stolze Erinnerung an Zeiten, die der Schlacht von Jena vorangingen, an Zeiten, von denen Haym in seiner Biographie Friedrichs von Geng geschrieben hat: „In seiner eigenen Hauptstadt hatte Preußen kein Capua. Raum, daß in einem arbeitsamen Mittelstande sich Mühsigkeit und Ehrbarkeit erhielten. Die tonangebenden Klassen waren das Militär und die Beamten. Eben sie waren die Sittenlesten und Verbersteten. Der übermüt der Offiziere, die Leichtfertigkeit des hauptstädtlichen Lebens kannte keine Grenzen. Eine jugendliche Jugend schlürfte in vollen Zügen die Genüsse alter Art. Der Wühlgang und die Unflirtlichkeit wurden zum Studium. Von den Freuden der Tadel und des Bechers stürzte man sich in die Aufregungen des Spiels und in die Orgien sinnlicher Liebe. Die Korruption der Weiber kam der Sittenlosigkeit der Männer entgegen. Die Sittenlosigkeit ward zur Sitte und die Begehrlichkeit dispensierte, auf zu-

Zwischen zwei Mühlsteinen.

Roman von Marie Stöhl.

„Sie wissen, Herr Professor, daß meine Frau und ich in freundschaftlichen Beziehungen zu Ihren nächsten Angehörigen gefunden haben; es kann uns nicht gleichgültig sein, wenn ein Skandal gibt. Und den gibt es unbedingt, wenn Sie fortfahren, einen Ehrenmann derartig zu verfolgen“, schloß er seinen verworrenen Vortrag.

Speerholz rief die Geduld.
„Zum Donnerwetter, Weiland, sind Sie heute extra hergekommen, um mich bei meinem Lieblingessen zu empfinden? Heute gibt es Eisbein mit Erbsenpüree, das ist wirklich zu schade dazu. Bleiben Sie mir mit Ihrem Ehrenmann vom Halle, und was, um Gottes willen, hat Ihre Freundschaft, und was haben meine oder Ihre oder was sonst noch für Angehörige mit diesem oder einem anderen Skandal zu tun? Beim Essen rate ich nicht gern Rästel, das bekommt mir nicht.“

Das gekniffene Gesicht des Freiherrn wurde noch fatter, schler und lächlicher, seine langen, knodigen Finger an der steilerartigen Hand spielten nervös mit der Schür des goldenen Kneifers. Er ärgerte sich, wie immer, während über die souveräne Art, mit der Speerholz ihn begegnete, wo er es sich doch, nach seiner Meinung, zur Ehre rechnen mußte, wenn ein Freiherr von Weiland sich mit ihm zu Tisch setzte. Und er ärgerte sich über die gesunde, urwüchsige Gemütsfrische und den herrlichen Appetit, mit denen dieser Bourgeois sein Eisbein verzehrte, dessen bloßer Anblick ihm fast Magenkrampf verursachte. Dieser ganz selbst in der Schönheit seiner sicheren Kraft und starken, selbstbewußten Persönlichkeit war eine Herausforderung, eine Beleidigung seiner Impotenz und degenerierten Schwäche.

„Es tut mir leid, wenn ich deutlicher werden muß, aber Sie wollen ja, wie es scheint, diskrete Andeutungen nicht ver-

stehen“, erwiderte er in gereiztem, zänkischem Ton. „Man ist der Meinung, daß Sie kein Recht haben, mit Steinen zu werfen, wenn Sie selbst im Glashaus wohnen. Ich habe erfahren, daß man Sie nicht schonen wird, wenn Sie diese Sache nicht belegen, das heißt, sich gütlich mit Ragenburg einigen und Ihre Angriffe dementieren. Es bleibt Ihnen ja schließlich garnichts anderes übrig. Sie können es doch unmöglich darauf ankommen lassen, Ihre Schwägerin und damit Ihre Frau mit der ganzen Familie an den Pranger gestellt zu sehen! Es ist doch nur aus altem Freundschaftsinteresse, daß ich heute herkam, um Sie zu warnen. Ich weiß, daß man zum Aufstehen entschlossen ist, wenn Sie nicht eintreten. Meine Frau ist ganz aufgeregt, sie bedauert Minnie so sehr.“

„In des drei Teufels Namen, jetzt hören Sie einmal auf mit Ihren verfluchten diskreten Andeutungen“, jagte Speerholz maßlos erstaunt, indem er Messer und Gabel niederlegte und den Teller vor sich schob.

„Was ist das mit meiner Schwägerin und mit der Familie? Ich verlange klaren Wein eingehend zu bekommen!“

„Wir würden jedenfalls sehr viel schneller zum Ziele kommen, wenn Sie nicht Verstand mit mir spielen“, entgegnete Immo des Weiland zwischen hohen, Wur und nervös fürcht vor des Professors Rückfichtlosigkeiten. „Es gibt Dinge, die man sehr ungern ausspricht, sehr ungern — ich bitte Sie, zu bedenken, daß ich nichts Beleidigendes sagen will — ich befinde mich da in einer ziemlichsten Zwangslage — aber der Wunsch, Unheil abzuwenden.“

„Er hatte unterdessen seine Kneiferstirn zu einem einzigen Knoten zusammengebrocht, und jetzt legte sich Speerholz' frächtige, warme Rechte fest auf seine zuckenden, frohkalteten Finger.“

„Wenn Sie mir jetzt nicht glatt meine Fragen beantworten, stehe ich auf und verlasse das Lokal“, jagte der Professor mit eifriger Ruhe. „Bitte also, was ist das für ein Skandal, den Sie dunkel andeuten, und was hat die Schwärter meiner Frau damit zu tun?“

„Sie werden doch nicht behaupten, daß Sie die Besetzung-Frau von Rotendorfs zu Herrn Kortensius nicht kennen?“

plagte endlich der lange Immo hohnvoll heraus.
Speerholz sah ihn eine Sekunde lang fest und wortlos an. Es ging ihm ein plötzliches Licht auf von der Art und Weise, mit der man ihn bekämpfen wollte und welche Rolle sein Tisch-nachbar dabei gespielt. Der Zorn schüttelte ihn.

„Mit solchem Klatsch habe ich mich allerdings noch nie befaßt, das überlasse ich Ihnen“, war seine allerdingste Antwort.

„Ob etwas daran ist, weiß ich nicht, und wenn — dann ist es Sache meiner Schwägerin. Ich mische mich nie unüberufen in anderer Leute Angelegenheiten. Es ist ja nun allerdings ein schöner Zug Ihrer Freundschaft, daß Sie glauben, mich vor einem Skandal warnen zu müssen, aber da ich in allen Dingen Offenheit liebe, so sage ich Ihnen, daß Sie selbst diesen Klatsch heraufbeschworen haben — natürlich nur in Ihrem Unbereifer, uns zu retten. Es wäre mir nun sehr lieb, wenn Sie sich in Zukunft nicht in meine privaten oder öffentlichen Angelegenheiten mischten.“

„Herr Professor, Sie werden beleidigend“, fuhr der Freiherr schwer gereizt auf. „Sie werden vielleicht anderer Meinung, wenn die Sache vor Gericht an die breiteste Öffentlichkeit gezeit wird. Sie können sich denken, daß Ragenburg sich nicht weniglos von Ihnen in die Banne lassen hätte. Er glaubt, zur Genüge Beweise und Zeugen zu haben, um Ihnen die Angriffe auf seine Ehre mit gleicher Münze heimzujagen zu können. Mißverstehen Sie mich nur nicht — ich selbst will Ihre Ehre gewiß nicht antasten — aber — bedenken Sie doch, wie blamabel und mehr als peinlich, wenn das Verhältnis dieses Weinhändlers zur Familie Ihrer Frau bis in alle Details an die Öffentlichkeit käme! Sie können doch die Tatsachen nicht aus der Welt schaffen, daß Wundershausen mit seinem Gelde gehalten wird, und da es nun kein Geheimnis ist, daß er auch Ihnen die Expedition nach Java ausgerüstet und Ihnen zu (Fortsetzung auf nächster Seite.)

Schau.

So weit, wie 1806, sind wir nun glücklicherweise heute noch nicht, aber wir sind — leider — auf dem Wege dorthin.

Es ist bereits die Zeit herangekommen, daß die preussische Staatsregierung sich mit dem Problem befaßt, der Entlohnung des platten Landes entgegenzuarbeiten. Diese Entlohnung ist nicht nur ein bedenkliches Zeichen der Zeit nach der volkswirtschaftlichen und politischen Seite hin — diese Städtebewanderer fallen meist der Sozialdemokratie zu — sondern der frächtige, förmlich abgekartete Landbewohner geht in dieser seiner Qualität, wenn der Ausdruck gestattet ist, der Arme verloren. Mit andern Worten: Das Rekrutenmaterial wird auf die Dauer ein weniger widerstandsfähiges. Aber das nicht allein, das künftig herbeigeführte Ein- oder Zweifelhinderystem, in dem wir bereits mitten drin sind, muß in 20 Jahren seine Wirkung üben auf die Anzahl der Rekruten.

Bisher hatten, wie vor 20 Jahren Reichsfinanzminister von Caprivi äußerte, in Deutschland die Weigen noch immer voll gestanden. Das ist nicht mehr der Fall, wir haben, trotzdem augenblicklich noch genügendes Rekrutenmaterial vorhanden ist, keine Veranlassung mehr, uns über die Franzosen lustig zu machen, daß sie Kritiker hängen lassen müssen, um Regimente aufzustellen. Die haben wenigstens noch Schwarze dazu, wie es aber in 20 Jahren bei uns aussehen wird, weiß niemand.

Möchte es dem deutschen, möchte es dem preussischen Volke nicht beikommen sein, daß sein Weg von Sedan über Liebenberg und Berlin nach einem zweiten Jena führt, wie die „Leipz. Post.“ es andeutet. Auf einen Zusammenstoß mit farbigen Naturvölkern, mögen sie nun von Westen herandrängen oder aus dem fernen Osten, werden wir uns aber wohl allmählich einzurichten haben. Die blühenden Gefilde Deutschlands reizen, ein zahlreiches, physisch hartes und für das Deutschtum begeistertes Volk!

Die Reichsfinanzen im Etatsentwurf für 1914.

Eine erhebliche, wertvolle Gabe im Reichshaushaltetat für 1914 bringt die fortschreitende Entlastung des außerordentlichen Etats. Auf ihm steht im Etatsentwurf für das Rechnungsjahr 1914 nur noch eine nichtwerbende Ausgabe, die für den Flottenzuschuß in Höhe von 29,4 Millionen; bei einem Gesamtbetrag von 3403 Millionen gewiß ein sehr geringfügiger Betrag. Ein entscheidender Schritt zur Vereinfachung des Extrabudgets ist im Jahre 1912 gemacht worden. Von diesem Jahre ab sind die Kosten für die Erweiterung des Kaiser-Wilhelm-Kanals im Betrage von 42 Millionen M., für die Vervollständigung des deutschen Eisenbahnnetzes in Höhe von 1,8 Millionen M. und für Ausgaben der Marine im Betrage von 5,8 Millionen M. vom außerordentlichen auf den ordentlichen Etat übernommen worden. Ingesamt macht also der außerordentliche Etat im Rechnungsjahr 1912 um 59,6 Millionen M. entlastet, und der außerordentliche Etat, auf dem im Rechnungsjahr 1911 noch nichtwerbende Ausgaben in einer Gesamthöhe von 182,6 Millionen gestanden hatten, wies im Rechnungsjahr 1912 solche Ausgaben nur noch in Höhe von 98,4 Millionen M. auf. Im endgültigen Etat für das laufende Rechnungsjahr ist die Entlastung des außerordentlichen Etats — in ihm sind zum letzten Male die Kosten für den Ausbau der Landesbefestigung erschienen — weitere Fortschritte gemacht. Die nichtwerbenden Ausgaben, für Festungsbaukosten 12,7 Millionen und für den Flottenzuschuß 49,7 Millionen M., belaufen sich insgesamt auf 62,4 Millionen M.

Im Etatsentwurf für das Rechnungsjahr 1914 enthält der außerordentliche Etat von nichtwerbenden Ausgaben nur noch den Flottenzuschuß und zwar in Höhe von 29,4 Millionen M. Innerhalb vier Jahren hat also der außerordentliche Etat fortlaufend und mit der Wirkung entlastet werden können, daß seine Inanspruchnahme durch nichtwerbende Ausgaben von 182,6 Millionen auf 29,4 Millionen M. zurückgegangen ist. Die Flottenzuschüsse vermindern sich, wie in den letzten Jahren, auch weiter von Jahr zu Jahr; die Beträge für 1915 und 1916 sind auf 7,6 Millionen und 2,9 Millionen M. veranschlagt. Es ist daher die Möglichkeit gegeben, daß die völlige Abhebung der nichtwerbenden Ausgaben vom außerordentlichen Etat noch vor dem bisher dafür in Aussicht genommenen Zeitpunkte, dem Ende des Rechnungsjahres 1916, durchgeführt werden kann.

Ein für die Beurteilung der Finanzlage des Reichs nicht minder wichtiger Faktor ist die Entwicklung der Anleihe. Entsprechend der fortschreitenden Entlastung des außerordentlichen Etats ist der Anleihebedarf in rückläufiger Entwicklung begriffen. Aus der Anleihe waren zu dem im Jahre 1910 noch 147,9 Millionen, im Jahre 1911 97,5 Millionen, im Jahre 1912 46,9 Millionen, im Jahre 1913 39,2 Millionen M. Nach dem Etatsentwurf sind im Rechnungsjahr 1914 nur noch 17,7 Millionen im Wege der Anleihe aufzubringen. Der Anleihebedarf ist also seit 1910 von rund 148 auf 18 Millionen M. zurückgegangen. Vergleicht man Anleihebedarf und Gesamtbetrag des außerordentlichen Etats, so zeigt sich, daß die Anleihe in immer geringerem Maße durch die nichtwerbenden Ausgaben in Anspruch genommen wird. Schon im laufenden Rechnungsjahr ist die Anleihe, da die werbenden Ausgaben 56,2 Millionen, die nichtwerbenden 62,4 Millionen und die Einnahmen des außerordentlichen Etats ohne das Aufkommen aus Ihrem Reichstagsmandat in wirksamer Weise verholten hat, wollen Ihre Gegner auch Sie verächtlich, daß Sie, wie die übrigen, keine unerlaubten Beziehungen zu Frau von Rotendorff ausgenützt haben. Natürlich werden Sie sich von diesem Verdachte reinigen können, aber wollen Sie es wirklich auf einen solchen Skandalprozess ankommen lassen? Wir haben dergleichen ja schon öfter erlebt und wissen, wie bei einer solchen Gelegenheit auch das Allerintimste nicht geschont, sondern öffentlich breitgetreten wird! Bedenken Sie, wie würde Ihre Frau Gemahlin das ertragen! Meine Elsa hat jetzt schon schlaflöse Nächte bei dem Gedanken an diesen entsetzlichen Skandal, denn abgesehen von dem freundschaftlichen Gefühle wäre es ja auch für uns sehr peinlich, die wir in so nahen Beziehungen zu den Schlamen gestanden haben! Ich denke, Sie tun jedenfalls gut, es nicht zum Äußersten kommen zu lassen, sondern legen die Sache mit Rarenburg gütlich bei.“

(Fortsetzung folgt.)

Anleihe 76,3 Millionen betragen, fast nur noch für die werbenden Ausgaben erforderlich. Im Etatsentwurf für 1914 belaufen sich die werbenden Ausgaben auf 63,3 Millionen, die nichtwerbenden Ausgaben auf 29,4 Millionen, die Einnahme ohne die Anleihe auf 75,0 Millionen M.; um über das Doppelte größer als die nichtwerbenden Ausgaben sind also die vorhandenen Einnahmen, jedoch nimm der Anleihebedarf ausschließlich auf den Bedarf an werbenden Ausgaben zurückzuführen ist.

Zu diesen beiden für die fortschreitende Gesundung der Reichsfinanzen zugehenden Momenten, der weiter geförderten Entlastung des außerordentlichen Etats und der Herabdrückung des Anleihebedarfs auf den geringfügigen Betrag von 17,7 Millionen, dem allerdings die für den Ankauf von Schuldverschreibungen aufgewendeten Beträge zumachen, gefügt sich als drittes Merkmal der gezeigten Finanzlage das Näherkommen einer verklärten Schuldentilgung. Im Etat der Reichsfinanz für das Rechnungsjahr 1914 sind 68,9 Millionen M. bereitgestellt. Davon sind aus allgemeinen Reichsmitteln 63,4 Millionen eingebracht; der Reingewinn, in Höhe von 10,8 Millionen, konnte nicht zur Schuldentilgung herangezogen werden, da er zur Beschaffung eines außerordentlichen Gold- und Silberbestandes Verwendung findet. Wäthil wird das Ziel, einen überschüssigen Betrag für die gezielte Schuldentilgung über den Gesamtbetrag des außerordentlichen Etats verfügbar zu behalten und damit zu einer tatsächlichen Verminderung des Schuldbestandes zu gelangen, auch im Rechnungsjahr 1914 noch nicht erreicht werden. Aber man ist diesem Ziele näher gekommen. Es wäre erreicht worden, wenn nicht die Ausgaben für Post und Eisenbahnen den dafür in den Jahren 1911—1913 aufgewendeten, in der Bedarfsrechnung zum Nachtragsetat 1912 für die nächsten vier Jahre auf 35 Millionen angenommenen Betrag um 4 Millionen überschritten und die Reichseisenbahnverwaltung beträchtliche Mehrkosten beansprucht hätte.

Endlich ist zu berücksichtigen, daß die noch verfügbaren Restbeträge der überschüssigen Rechnungsjahre 1911 und 1912 mit 43,6 Millionen und 10,3 Millionen zur Deckung einmaliger Ausgaben auf Grund der Wehrgeetze für 1911 und 1912 und des Reichsfinanzgesetzes von 1913 bereitgestellt sind. Jedenfalls ist für das Rechnungsjahr 1915, in dem der Betrag der gezielten Schuldentilgung über den Bedarf des außerordentlichen Etats erheblich hinausgeht, eine tatsächliche Verminderung des Bestandes der Reichsschuld zu erwarten.

Somit läßt der Etatsentwurf für 1914 einen weiteren Fortschritt in der Finanzlage des Reiches, aber auch die zwingende Notwendigkeit erkennen, daß zur Bestreitung der Mehrkosten des neuen Wehrgesetzes, die 421,6 Millionen M. erfordern, die nötigen Deckungsmittel durch eine außerordentliche Maßnahme, wie sie der Wehrbeitrag darstellt, beschafft werden müßten.

Vorstehenden Artikel finden wir in der offiziellen „Neuen Reichsforstsendung“.

Der Zaberner Fall.

Es gewinnt den Anschein, daß bei der ganzen Affäre des Leutnants von Fortner ein Feldwebel seine Hand im Spiele hat, der aus Rade bei Oberst 99. Infanterieregiments, von Reutter, zu Falle bringen will. — Es liegen nachstehende Meldungen vor:

Strasburg, 22. November. Zu der heute früh gemeldeten Verhaftung eines Feldwebels und von neun Rekruten im 99. Infanterieregiment hat eine Unterdrückung wegen Vergehens gegen die §§ 101 und 102 des Militär-Strafgesetzbuches geführt. Diese bedrohen das Sammeln von Unterdrückungen unter Befehlsworten und das Erregen von Mißgunstigen in Bezug auf den Dienst mit Geldstrafen bis zu 3 Jahren. Den Gegenstand der Unterdrückung bildet das vom „Elsässer“ veröffentlichte Schriftstück über die angebliche Beleidigung der französischen Fahne durch den Leutnant von Fortner, das von Rekruten der 5. Kompanie unterzeichnet sein soll.

Strasburg, 22. November. Der Bürgermeister von Zabern forderte heute abend durch Maueranschlag die Bürger auf, die wieder erregte öffentliche Meinung nicht in Zusammenrottungen zu äußern, da Ausschreitungen Maßnahmen der Militärbehörden im Gefolge haben könnten, die für die ganze Stadt verhängnisvoll wären.

Paris, 22. November. Der Direktor der Pariser Zeitung „Autorité“, Paul de Cassagnac, hat dem Leutnant von Fortner am verflochtenen Montag einen eingeschriebenen Brief gefandt, worin er ihn zum Zweikampf herausforderte. Diesen Brief hat Cassagnac ungeöffnet zurückbekommen, da der Leutnant von Fortner die Annahme verweigerte, worauf sich dieser Sprößling der Gascogne veranlaßt sah, das Geheimnis seines Schreibens einem Redakteur des „Intranseant“ mitzuteilen mit dem Hinweis, daß er bereits seine Feigen bereit halte. Er gab sich daher mit der Ablehnung des Briefes nicht zufrieden, sondern kamte an den Leutnant von Fortner folgendes Telegramm: „Nach der von Ihnen getanen Beleidigung der französischen Fahne fordere ich Sie in einem eingeschriebenen Briefe zum Zweikampfe heraus, um zu sehen, ob hinter dem Beleidiger ein Mann stehe. In großer Vorhofft verweigerten Sie aber die Annahme meines Briefes, wie Sie alle Briefe unerschrocken zurückgeben lassen, die aus Frankreich Erledigung der Affäre nicht zurieden geben können. Ich frage Sie daher mit diesem Telegramme, ob Sie öffentlich Ihre Uniform entziehen lassen wollen?“ — Auf dieses Telegramm hat nun Cassagnac noch keine Antwort erhalten. Er ist bereits Journalist, der erst vor noch nicht langer Zeit den deutschen Journalisten Schmitt, Vertreter eines Berliner Voltalclubs, zum Zweikampfe herausforderte, und ist als Postmeister weit über die Grenzen Frankreichs hinaus bekannt, nicht minder auch durch seine Sucht, Handel zu provozieren.

Strasburg, 22. November. Der Feldwebel Baillet und neun andere elssässige Soldaten der 5. Kompanie des Infanterieregiments Nr. 99 in Zabern sind verhaftet worden. Sie stehen im Verdacht, Mitteilungen über die schwebende Angelegenheit nach irgendeiner Seite weitergegeben zu haben, von wo sie in die Presse gelangt sind. Der Feldwebel wurde von zwei Unteroffizieren durch die Stadt geführt und in Genahr-

jam gebracht. Der Feldwebel, der aus Pfalzburg stammt, und die neun Mann sind die einzigen Elssässer, die noch in Zabern waren, da die anderen elssässigen Rekruten, wie schon berichtet, verhaftet worden sind. Vom hiesigen Generalkommando wird die Verhaftung bekräftigt. Die Unterdrückung gegen die Verhafteten ist bereits im Gange. Es soll das Leitmotiv des militärischen Komplots in Frage kommen. — Leutnant des militärischen Kommando geladen und ihm nahegelegt worden, die Zaberner Angelegenheit in anderer Weise zu erörtern als bisher. Er hat das abgelehnt.

Ausland.

Mexiko, 22. November. Wie gemeldet wird, finden in Victoria, das nach früheren Berichten von den Anjurgenen eingenommen sein sollte, heftige Kämpfe statt. Das Kriegsministerium erklärt, daß der Befehlshaber in Victoria, Rabago, noch immer landhalbe, und daß in den letzten 24 Stunden in der Stadt ununterbrochen gekämpft worden sei. Verstärkungen von Bundesstruppen befinden sich auf dem Wege nach Victoria.

El Paso, 23. November. Wie der Anjurgenengeneral Villa mitteilt, sind zwei Militärläger mit 1500 Mann Bundesstruppen auf der Strecke von Chihuahua nach Juarez auf Dynamitminen gefahren und in die Luft geschoßen. Viele Soldaten sollen umgekommen sein. General Villa hat Juarez geräumt.

Köln, 23. November. Aus Beracrus kommende Nachrichten deutscher Kaufleute, die der „Köln. Zig.“ zugehen, melden von fürchtbaren Greuelthaten der Aufständischen unter Carranza, dessen schwarze und braune Horden sich aus einem gefährlichen Nordbremergefecht zusammenzogen. Mehrere in die Luft gesprengte Eisenbahnzüge, wobei sehr viele Soldaten den Tod fanden, bezugen die Rohheit der Rebellen. Sie machen auf ihren Raubzügen alles dem Erdboden gleich. Wir leben, so erklärt der Briefschreiber, alle wie auf einem Vulkan, der täglich zum Ausbruch kommen kann. Huerta aber legt alles darauf an, Zeit zu gewinnen, um seinen bestimmten Plan, den man wohl acht, zur Ausführung zu bringen.

Beracrus, 22. November. Fünfhundert Mann Bundesstruppen sind gestern abend mit der Eisenbahn nach Orizaba abgegangen, wo die Anjurgenen eine rege Tätigkeit entwickeln sollen. Wie erklärt wird, beherrschen die Anjurgenen die Gegend von Turpan, in der sich mehrere Petroleumwerke befinden. Sie hindern zwar die Petroleumgewinnung nicht, erheben aber Kontributionen.

Newport, 23. November. Der englische Gesandte Carden fordert den Schuß für die englische Pearson Oil Company in Turpan, wo die Rebellen plündern und die Verbringung des Öls verhindern. Der Gesandte protestiert gegen die auf Erhöhte Kriegsteuer von 1½ M. für die Tonne, weil dadurch die Pearson Oil Company ruiniert zu werden droht, während die amerikanische Waters Peirce Company an Terrain gewinnt, weil sie raffiniertes Öl verkauft, das steuerfrei ist. Die Pearson-Gesellschaft ist jedoch verpflichtet, das abgeschlossene Öl zu dem alten Preise zu liefern. Es besteht bereits lange ein heimlicher Kampf zwischen den englischen und den amerikanischen Petroleuminteressen, der jetzt zum offenen Ausbruch gekommen ist.

Kriegsstarke französische Truppen an der deutschen Grenze.

Die hohen Etats, die im besonderen bei den Truppen des 20. Armeekorps bereits gelegentlich der letzten Herbstübungen zu beobachten waren, sollen für sämtliche Infanterieeinheiten der Grenzarmeeformation beibehalten werden, und zwar fährig. Die Kompanien werden auf der ganz außergewöhnlichen Stärke von 225 bis 230 Mann gehalten werden, um ihnen in Kriegesfälle ein „augenblickliches Ausrüden mit 200 Mann“ zu gestattet. Es liegen jetzt Klagen aus maßgebenden Kreisen vor, daß diesem hohen Etat nicht die Interoffizierszahl entspricht, die den Kompanien zusteht. Durch das Gesetz sind nur neun Korporale vorgesehen, jedoch von den 16 Gruppen, in die die 200 Mann unterteilt sind, höchstens die Hälfte mit Korporalen besetzt werden kann. Um den übrigen Gruppen Führer zu geben, ist man gezwungen, Soldaten erster Klasse heranzuziehen. Dieser Umstand ist ein Beweis für die Überführung, mit der man die Maßnahme des Höchstetats durchgeführt hat. Immerhin bleibt es zu bemerken, daß man neben den in vollständiger Kriegsbereitschaft gehaltenen Kavalleriedivisionen der Grenzgebenden, jetzt auch noch die Infanterie schon im Frieden auf einen mobilen Verhältnissen entprechenden Stand bringt.

Der König von Montenegro über die Einverleibung der neuen Gebiete.

Cetinje, 23. November. Das Amtsblatt veröffentlicht einen Aufruf des Königs über die Einverleibung der neuen Gebiete, der folgendes besagt: Die neuen Gebiete sind, obwohl sie zu unseren Opfern in seinem Verhältnisse stehen, und obwohl wir gezwungen wurden, das uns durch Tradition heilige Statut sowie das eroberte Küstengebiet im Interesse des europäischen Friedens und unter dem Druck der Mächte aufzugeben, immerhin bedeutend. Unser Neuerwerb gestattet uns, auf eine glänzende Zukunft zu vertrauen. Es wird die Sorge meiner Regierung sein, meinen Untertanen in den neuen Gebieten ihnen die Wohlthaten einer guten Politik, eines modernen Unterrichts und der Religions- und Gewissensfreiheit zu sichern. Der traditionelle Grundsatz meines Hauses, jeden als Bruder zu behandeln, was Glaubens er immer sei, soll streng geachtet werden. Sichtlich der Verwaltung der neuen Gebiete erklärt der Aufruf, daß diese bis zu einer geistlichen Regelung unter Sicherheit der Person und des Eigentums zu verbergen und unter Anwendung der bestehenden Gesetze vermalte werden sollen.

Der König von Spanien in Wien.

Wien, 22. November. Der König von Spanien ist heute nachmittag hier eingetroffen und auf dem Bahnhof von seinen Verwandten und den Mitgliedern der spanischen Botschaft empfangen worden. Der König fuhr zum Palais des Erzherzogsohn Friedrich. Die vor dem Bahnhof angeammelte Menschenmenge begrüßte den König sehr herzlich.

